media/rep/

Repositorium für die Medienwissenschaft

Uwe Wirth

Link und Performanz

2002-11-10

https://doi.org/10.25969/mediarep/17576

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Wirth, Uwe: Link und Performanz. In: *Dichtung Digital. Journal für Kunst und Kultur digitaler Medien*. Nr. 26, Jg. 4 (2002-11-10), Nr. 6, S. 1–13. DOI: https://doi.org/10.25969/mediarep/17576.

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/

Terms of use:
This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/

DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft

Philipps Universität Marburg

Link und Performanz

Von Uwe Wirth

Nr. 26 – 10.11.2002

Abstract

Der Beitrag nimmt eine semiotische und performative Bestimmung dessen vor, was unter "Zeichenkörper im Netz" zu verstehen ist. Dabei steht sowohl die Indexikalität als auch die Performativität des Hypertex-Links im Fokus.

Der Virtuelle Körper zwischen Auflösung und Erlösung

Der Versuch zu beschreiben, was unter "Zeichenkörpern im Netz" zu verstehen ist, pendelt zwischen postmodernen Auflösungsmetaphern und religiösen Erlösungsmetaphern. In die erste Kategorie gehört Barthes´ berühmtes Bild vom schreibenden Subjekt, das wie eine Spinne in den "konstruktiven Sekretionen ihres Netzes" aufgeht.[1] Ein Bild, das immer wieder für das Verfassen und Verknüpfen von Texten im World Wide Web bemüht wurde. In die zweite Kategorie gehören jene Transformationsträume, denen etwa Thomas Hettche in der Einleitung zu seinem als Hypertext und als Printtext publizierten Projekt NULL nachhängt, wenn er schreibt, das Netz übersetze unsere "ganze soziale Person und körperliche Existenz in ein Arrangement von Pixeln, Samples und Bits" und werde so "zu unserer Garantie ewigen Lebens, denn mit dieser Übersetzung endet der Unterschied zwischen Original und Kopie". Mehr noch:

> "Der Tod hat sein Recht an uns verloren. Das Netz überführt unsere kontingente Existenz in ein distinktes Faktum wie das Abendmahl Brot und Wein in den göttlichen Körper. Jeder auf dem Counter unserer Homepage registrierte Aufruf des Datensatzes, der wir sind, jedes Ritual von copy and paste geschieht unter der Direktive von Lukas 22,19: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis. Willkommen bei NULL" (S.59f.).

Interessanterweise huldigt Hettche hier der katholischen Lehre der Transsubstantiations, die nicht nur von einem symbolischen Erinnerungsakt ausgeht, sondern von einer tatsächlichen, durch das Ritual des autorisierten

Priesters vollzogenen Verwandlung eines *in real Live* gegebenen Brotleibs in einen christologischen Auferstehungsleib. Hettches Vision einer digitalen *Leibgeberiana* als Transsubstantiation des existierenden Körpers in den elektronischen Auferstehungsleib, wird damit zur Überbietungsgeste jener postmodernen Transsubstantiation, die die Auferstehung des Subjekts durch dessen Auflösung in seinen eigenen Verdauungssäften ersetzt hat.

Ein entscheidender Aspekt kommt dabei der "Direktive von Lukas 22,19" zu. Was auf der metaphorischen Ebene den direktiven bzw. deklarativen Sprechakt der Transsubstantiation betrifft, wirft im Rahmen nicht-metaphorischer, digitaler Transformationsprozesse die Frage nach dem performativen Status von Programmbefehlen auf. Während man, was die "Oberflächenphänomene" des Hypertextes betrifft, mit Vorliebe auf postmoderne Theoriefragmente rekurriert, die die nichtlinearen, dezentralen, rhizomatischen, abdriftenden Aspekte des Schreibens und Verknüpfens betonen, wirken auf der "Tiefenstruktur" des Hypertextes und auf der Befehlsebene der Betriebssysteme ausschließlich explizit performative, direktive Sprechakte, die streng hierarchisch operieren und auf den Buchstaben korrekt ausgeführt werden müssen. Offensichtlich betrifft die Frage nach den "Zeichenkörpern im Netz" einen Phänomenbereich, der im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Ebenen liegt, bzw. zwischen den "Verkörperungsbedingungen" von Zeichen im Netz und der illokutionären Kraft jener "Direktiven", mit denen Zeichen im Netz verkörpert werden, oszilliert.

Besonders deutlich wird dies mit Blick auf die Verkörperungsbedingungen eines besonderen Zeichens im, nämlich mit Blick auf den Link, der sozusagen zum Markenzeichen dessen geworden ist, was man unter Hypertext versteht - auch wenn es mittlerweile noch ganz andere hypertextspezifische Gestaltungsmittel gibt. Aufgrund der Tatsache, daß - zumindest in der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Indienstnahme des Performanzbegriffs - die Gelingensbedingungen eines Sprechaktes, ebenso wie die Verkörperungsbedingungen von Zeichen und deren Inszenierungsbedingungen als unterschiedliche Formen von *Performativität* bezeichnet werden, koppele ich, indem ich nach der *Performativität des Links* frage, drei Aspekte miteinander:

- *Erstens* die illokutionäre Kraft von Links, sei es an der "Hypertext-Oberfläche", nämlich als Direktive zur Bezugnahmen auf einen anderen Textabschnitt, sei es auf der "Hypertext-Tiefenstruktur", nämlich als explizit performativer Verknüpfungsbefehl.
- *Zweitens* die Verkörperungsbedingungen des Links als Zeichen, das im virtuellen Raum realisiert wird.
- *Drittens* die Inszenierungsmöglichkeiten, die der Link eröffnet.

Ich möchte diese drei Aspekte der Performativität des Links im folgenden unter einer semiotischen Perspektive entfalten.

Die semiotische Bestimmung des Links als Zeichen

Der Hyperlink stellt, wie Beat Suter in *Hyperfiktion und interaktive Narration im frühen Entwicklungsstadium zu einem Genre* schreibt, "eine Art Spur im Text dar", die "einen Weg, eine Perspektive, eine verfolgbare Möglichkeit" signalisiert.[2] Hans-Jürgen Bucher bestimmt den Hyperlink wesentlich formaler: "Link L verknüpft A mit B im Hinblick auf C".[3] "L" sind jene Zeichen - also Wörter, Sätze oder Bilder -, die eine sichtbare Region an der "Oberfläche" des Hypertextes darstellen und auf der "Tiefenstruktur" des Quellcodes durch einen Verknüpfungsbefehl "A" mit "B" verbinden. "A" ist die Absprungstelle, im Rahmen einer ersten informationellen Einheit (einer "Site") , "B" ist der Zielpunkt, der im Rahmen einer zweiten informationellen Einheit (einer anderen "Site" oder einem anderen Bereich in der gleichen "Site") liegt. Die Verknüpfung zwischen A und B wird als "Anker" bezeichnet. "C" sind die semantischen und pragmatischen Verknüpfungsabsichten, wobei Bucher zwischen den illokutionären Verknüpfungsfunktionen und den perlokutionären Verknüpfungsstrategien unterscheidet.[4]

Wenn ich zum Beispiel von dem vorliegenden Text aus einen Link auf die Startseite von "dichtung-digital" setzen möchte, also das Stichwort "dichtung-digital" in eine Link verwandeln möchte, dann lautet der entsprechende Befehl zur "Transsubstantiation":

<a href ="www.dichtung-digital.de">dichtung-digital<a/>

"L" ist der gesamte Befehl, "A" ist die Seite, auf der dieser Befehl steht und "B" ist die Adresse, auf die der Link verweist, nämlich "www.dichtung-digital.de".

Buchers Definition des Hypertext-Link erinnert den Semiotiker unwillkürlich an die Peircesche Defintion des Zeichens als "sign [...] which stands to somebody for something in some respect or capacity". (CP 2.228).[5] Wenn wir die Peircesche Definition des Zeichens auf Buchers Linkdefinition übertragen wollten, dann könnten wir sagen: Der pragmatische Aspekt des Zeichens, also das "which stands to somebody", betrifft alles, was bei Bucher unter dem Buchstaben "C" abgelegt ist, also die illokutionären und perlokutionären Verknüpfungsfunktionen und -strategien, die damit zu "Interpretanten" werden. Das "something" betrifft die Verknüpfung zwischen "A" und "B", während das "sign [...] which stands [...] for something" den sichtbaren Teil des Links "L" darstellt. Indem wir den Hypertext-Link mit dem Peirceschen "Sign" in Analogie setzen, stellt sich zwangsläufig die Frage nach dem semiotischen Status eines Links. Vor dem Hintergrund der Peirceschen

Zeichentypologie muß der Hypertext-Link als "mixed sign" gefaßt werden, der ikonische, indexikalische und symbolische Aspekte der Repräsentation verbindet. Der sichtbare Teil eines Links, also das Zeichen "L", das dadurch, daß es unterstrichen ist oder im *Mouse-over* die Darstellung des Cursors in einen Zeigefinger verwandelt, verbindet ikonische und indexikalische Aspekte. Der Link ist ein *icon*, das Teil eines *indice* ist. Dies zeigt sich etwa daran, daß eine Änderung der Farbqualität eines Links "anzeigt", daß der Link bereits aktiviert wurde. Die Tatsache, daß die Bedingungen des Farbwechsels durch den Linkhersteller eingestellt und geändert werden können, zeigt aber auch an, daß die ikonischen und indexikalischen Aspekte in einen symbolischen Kontext integriert sind, der seinerseits durch bestimmte, allgemeine, meist technische, Konventionen determiniert ist. Während die Farbgebung und Farbänderung von Links die Oberfläche des Hypertextes betreffen, hat der Link-Anker, also die Vermittlungsfunktion von "L" im Hinblick auf "A" und "B", primär indexikalischen Charakter - auch wenn man einräumen muß, daß der Befehl:

<a href ="www.dichtung-digital.de">dichtung-digital <a/>

nur dadurch ein Befehl ist, daß er sich einer Konvention verdankt, die die illokutionäre Funktion dieser Direktive eindeutig bestimmt. Diese Konvention hat symbolischen Charakter und konstituiert den *performativen Rahmen*, innerhalb dessen bestimmte Quellcodes auf der "Hypertext-Tiefenstruktur" bestimmte graphisch-ikonische Phänomene an der "Oberfläche" zur Erscheinung bringen.

Das Verhältnis zwischen den symbolischen und den ikonisch-indexikalischen Aspekten des Hypertext-links wirft zwei weitere semiotische Probleme auf. Das erste betrifft die *Type-Token-Relation* des Links als Zeichen, und damit dessen performative Verkörperungsbedingungen. Das zweite betrifft die Differenzierung zwischen zwei Modi der indexikalischen Verknüpfung von Elementen. Ausgehend von der Peirceschen Unterscheidung von *Type*, *Token* und *Tone* (CP 2.229), läßt sich der Link als ein *Replica-Token* bestimmen, das besonderen, digitalen und elektronischen Verkörperungsbedingungen unterliegt. Dabei hat der performative Befehlsrahmen des Links, also das

<a href ="B">Absprungstelle in "A" <a/>

den Charakter eines *Types*, während die Möglichkeit des Farbenwechsels den *tonalen* Aspekt des Links ausmacht. Die Tatsache, daß jeder Link dem präfigurierten Type eines Linkbefehls folgt, macht deutlich, warum das jeweilige Linkvorkommnis als *Replica-Token* zu werten ist. Der Link verhält sich damit wie ein Wort (CP 2.292), zugleich hat der Link als Replica-Token "die Natur eines Index" (CP 4.500). Wie jeder Akt des Schreibens, bedeutet "to make a graphical replica of" (ebd.), so bedeutet jedes Setzen eines Links, eine bestimmte Befehlsfolge an einer bestimmten Absprungstelle zu plazieren und eine bestimmte Zieladresse anzugeben.

Die doppelte Indexikalität des Hypertext-Link

Der Anker hat als Befehl den logischen Status eines direktiven Sprechaktes, dessen illokutionäre Wirksamkeit einerseits von der Elektrizität, andererseits vom Rahmenprogramm abhängt, das den Befehl im Rahmen eines vorgeschriebenen Befehlssatzes ausführt. Der Link hat aber auch eine referentiell-indexikalische Funktion, da er die Adressierung einer bestimmten Sprungrichtung anzeigt.[6] Insofern der hypertextuelle Sprung "nach innen" wie "nach außen" weisen kann, nivelliert der Link die Grenzen von intra- und extratextueller Referentialität, ja er offenbart eine doppelte Struktur indexikalischer Referentialität. Der Link hat *erstens* genau wie ein ausgestreckter Zeigefinger, ein Demonstrativpronomen oder eine Fußnote, den semiotischen Status eines *degenerierten Indexes* (CP 5.75). Ein *degenerierter Index* ist "intentional geladen", da er via Zeigefinger und Zeigefingerrichtung auf einen Gegenstand referiert. Damit dieser referentielle Akt gelingt, muß der *degenerierte Index* als Teil eines direktiven Sprechaktes betrachtet werden, das heißt als eine Art Regieanweisung, die den Akt des Zeigens initiiert. Ihre ikonische Repräsentation an der Benutzeroberfläche findet diese *degenerierte Indexikalität* darin, daß der Cursor die Gestalt eines Zeigefingers annimmt, sobald man ihn im *Mouse-over* auf einen Link bewegt. Der Link ist jedoch nicht nur ein *degeneriert indexikalischer* "referentieller Zeiger", er ist auch ein kausal motivierter *genuiner Index*. Während Peirce den *genuinen Index* als "existentielle Relation" zwischen "zwei Portionen von Erfahrung" definierte (CP 2.285.), beruht die *genuine Indexikalität* des Hypertext-Links darauf, daß er eine *elektronisch-programmgesteuerte Relation* zwischen *zwei Portionen von Daten* herstellt. Die kausal-motivierende Kraft ist beim Link die Elektrizität, ohne die das Rahmenprogramm nicht die illokutionäre Kraft hätte, irgendwelche Sprungbefehle auszuführen. Das *elektrische Inkraftsetzen* ist gewissermaßen das jedem performativen Akt vorangehende *afformative Ereignis*,[7] das zugleich für die besondere *dissipative Materialität*[8] verantwortlich ist, durch welche die im Rahmen des Computers erscheinenden *Replica-Token* ausgezeichnet sind. Die als *degeneriert indexikalische* Direktive eingeschriebene Zieladresse eines Hypertext-Links hat ihren Vorläufer in der *degenerierten Indexikalität* der Fußnote bzw. der Endnote. Während die Fußnote den Befehl zu einem Sprung der Augen des Rezipienten und die Endnote den Befehl zum Blättern gibt, wird beim elektronischen Hypertext-Link das Blättern als Sprung vollzogen, bei dem sich nicht mehr die Augen des Rezipienten, sondern der Text vor den Augen des Rezipienten bewegt. Der Link vollzieht dabei auf der Grundlage eines explizit performativen Aktes, nämlich dem Befehl zu springen, eine kontrollierte Aufpfropfung, die den Springenden in einen anderen Kontext entführt. Insofern der Hypertext als "Netzwerk aus Fußnoten"[9] anzusehen ist, welcher der Logik der "entfesselten Fußnote" bzw. der "Fußnotenfußnoten" gehorcht,[10] kann man die digressive Bewegung der Aufpfropfung durchaus mit der Dynamik hypertextuellen Verknüpfens vergleichen -

allerdings nur dann, wenn man den Umstand mit in Betracht zieht, daß sich diese Aufpfropfung einem explizit performativen Sprungbefehl verdankt. Im Rahmen vorelektronischer Hypertexte wird dieser Sprungbefehl als analoger (die Perzepte betreffender), im Rahmen elektronischer Hypertexte als digitaler (die ASCII-Codes betreffender) Abgleich zweier *Token* vollzogen: als Suche nach der Entsprechung jener Zieladresse, welche der Linkanker beschreibt und vorschreibt. Dergestalt macht der Hypertext-Link "das Netzwerk seiner Referenzen"[11] im Rahmen seiner *parergonal-indexikalischen* Dynamik explizit. Die referentielle Adressierung des Hypertext-Links ist dadurch ausgezeichnet, daß seine festgeschriebene Zieladresse, das heißt sein Anker, im gerahmten Text unsichtbar "unter" der markierten Absprungmarke liegt und zugleich im Rahmen des Browserrahmens als "Fußnote" angezeigt wird. Eben darin erweist sich die *parergonale Indexikalität* des Links als Teil eines expliziten Performativs, denn die Fußnote am Browserrahmen ist eine Beschreibung dessen, was der Link tut, wenn man ihn anklickt, also eine äußerungsanaloge Handlung vollzieht. Damit verkörpert der Hypertext-Link drei Aspekte, die sich auszuschließen schienen:

- Er ist die *Spur* einer Aufpfropfungsbewegung im Sinne Derridas,
- Er ist ein *Index* im Sinne von Peirce,
- Er führt einen *performativen Akt* aus.
- Mit anderen Worten: Der Link steht in einem triangulären Spannungsverhältnis von Illokution, Iteration und Indexikalität.[12]

Die Geburt des Links aus dem Geist der Enzyklopädie

Der Link als Pfad und als referentieller Verknüpfer hat seine Ursprünge im enzyklopädischen Projekt von D´Alembert und Diderot. In seinem "Discours Préliminaire" zur Encyclopédie erklärt D´Alembert, das Projekt ziele darauf ab, den objektiven "Zusammenhang der Kenntnisse"[13] als Weltkarte mit vielen Spezialkarten zu repräsentieren.[14] Dabei übernehmen die *Liaisons*, also die *Links* zwischen den einzelnen Artikeln eine doppelte Funktion: Sie sollen die Suche des Lesers erleichtern und zugleich das System der Wissenschaften nachzeichnen, das "wie ein Labyrinth" strukturiert ist, "wie ein Weg mit vielen Windungen, den der Verstand beschreitet, ohne zu wissen, in welche Richtung er sich halten muß".[15] Die von Vannevar Bush - Mitte des 20. Jahrhunderts - entworfene *Memex*-Archivmaschine geht noch einen Schritt weiter. Der *Memory Extender* ist ein Schreibtisch, der in Analogie zum menschlichen Hirn funktionieren soll, indem er verschiedene *items*

"by association of thoughts"[16] miteinander verbindet. Die essentielle Eigenschaft der *Memex* ist der "process of tying two items together" - sie stellt als Archivmaschine den logistischen Rahmen bereit, so daß "any item may be caused at will to select immediately and automatically another".[17] Das dergestalt entstehende "intricate web of trails" ist ein Netz von Verweisen und Anmerkungen, die der jeweilige Benutzer nach Belieben zwischen den gesammelten und gespeicherten Texten, Bildern und Landkarten herstellen kann. Eben hierin besteht die Grundidee des verlinkenden *associative indexing,* die letztlich nichts anderes als die mediale Umschrift der bei Sterne geschilderten digressiv-assoziativen Prinzipien ist. Der Link als *assoziativer Index* ist dabei das maßgebliche Instrument der Erweiterung des Gedächtnisses. Wie die "unhappy association" bei Sterne, hat die Referentialität des Links keine "connection in nature", sondern ist ein *degenerierter Index*, der in Form eines Nummern-Codes auf das jeweilige *item* und auf die Verknüpfung zwischen zwei *items* verweist. Die Nummern-Codes, die nichts anderes sind als starr designierende Namen von Zieladressen (*items*) bzw. von Pfaden, welche zu Zieladressen führen, werden in einem Code-Buch eingetragen, das die Funktion eines *Protokollon* hat. Der *Memory Extender* transzendiert insofern das enzyklopädische Projekt, als es nicht mehr um die Darstellung des "objektiven Zusammenhangs der Kenntnisse" geht, sondern um den subjektiven Zugang zu den Kenntnissen vermittelst einer Verknüpfungsform, die indexikalisch *und* digressiv ist. *Memex* soll eine "völlig neue Form von Enzyklopädie" sein, da ihre *associative trails* auf den individuellen "trails of interest" ihrer jeweiligen Benutzer basieren.[18] Das heißt, nicht mehr allein der objektive Zusammenhang der Kenntnisse, auch die subjektiven digressiven Zusammenhänge werden archiviert, denn die "trails of interest", welche im Rahmen der *Memex* hergestellt wurden, "do not fade".[19] Dergestalt hinterlassen die gespeicherten *associative trails* ihre Spuren als *assoziative degenerierte Indices.* Während sich D´Alemberts *Encyclopédie* und Bushs *Memex* bezüglich ihrer Politik der assoziativen Verknüpfung und der Speicherung der Verknüpfung unterscheiden, gleichen sie einander hinsichtlich des Umstands, daß das Assoziierte in beiden Fällen einer *editorialen performativen Rahmung* bedarf. Jede Operation des *associative indexing* erfordert immer auch ein *editoriales framing.* So schreibt D´Alembert im "Discours Préliminaire" zur *Encyclopédie*:

> "Das einzige Vorgehen in unserer Arbeit, das einigen Verstand voraussetzt, besteht in der Ausfüllung der Lücken zwischen zwei Wissenschaften oder Künsten und in der Wiederherstellung der Verbindung in den Fällen, wo unsere Mitarbeiter sich bei der Abfassung gewisser Artikel aufeinander verlassen haben, die schließlich, weil sie anscheinend gleichermaßen zum Bereich des einen wie des anderen gehörten, überhaupt nicht geschrieben wurden".[20]

Der Herausgeber ist mithin jene Instanz, welche, analog zur assoziativen "Connection of Ideas", "die Verbindung wiederherstellt", indem er die Lücke zwischen

zwei Artikeln schreibend schließt. Diese assoziative Lücke ist als *missing link*, das heißt als systematische Leerstelle im Sinne Isers zu werten, die eine Herausforderung des Herausgebers darstellt. Dieser ist als erster Leser und als kommentierender zweiter Autor gefordert, "die unausformulierten Anschlüsse selbst herzustellen",[21] das heißt "abduktiv" tätig zu werden. Nach Peirce ist die Abduktion eine mehr oder weniger kreative Form des Aufstellens von Hypothesen (CP 5.189), deren Leistung darin besteht, gedankliche Verknüpfungen herzustellen und deren argumentative Rahmung zu antizipieren. Die Pointe der Abduktion als "originärem Argument" besteht - wie das "tying together" des *assoziativen indexing* - in der synthetischen Idee "of putting together what we had never before dreamed of putting together" (CP 5.181). Dieses konjekturale Herstellen einer Verbindung ist jedoch nur der erste Schritt, dem als zweiter Schritt der Versuch folgen muß, das Zusammenassoziierte in einen *argumentativen Rahmen* zu integrieren. Erst durch dieses *abduktive framing* [22] ist das "Netzwerk von selbst gestaltbaren Ideen- und Daten-Assoziationen"[23] sinnvoll nutzbar.

Die editoriale Ergänzung der Leerstellen zwischen den verschiedenen Artikeln begnügt sich jedoch nicht einfach damit, abduktiv Verbindungen herzustellen, sondern sie markiert die hergestellten Anschlüsse mit *parergonalen editorialen Indices*, welche zugleich den Status *expliziter Performativa* haben. Um nämlich die Verfasser der Artikel nicht für die "sich in diesen Ergänzungsabschnitten möglicherweise einschleichenden Fehler verantwortlich zu machen", so D´Alembert, "werden wir vorsichtshalber die betreffenden Stellen durch ein Sternchen kennzeichnen. Wir werden unser gegebenes Wort strengstens einhalten".[24] Dieses "enzyklopädische Sternchen" ist indexikalischer Rahmungshinweis für zwei Sprechakte: zum einen für das Versprechen, den editorialen Rahmen und das in diesem Rahmen "angeführte" getrennt zu halten, also den enzyklopädischen Diskurs auf zwei Ebenen zu vollziehen, die ihre Fehler jeweils "für sich" verantworten müssen. Zum zweiten signalisiert das Sternchen das editoriale Privileg, selbständig Verknüpfungen herstellen zu dürfen, also deklarative Akte der Zusammengehörigkeitserklärung zu vollziehen.

Der Link im Rahmen der Hypernarration

Beat Suter hat einen ersten Versuch der Typologisierung von Links unter narratologischen Aspekten unternommen. Er unterscheidet zwischen *notwendigen* und *optionalen* Links. Notwendige Links zeichnen sich im Gegensatz zu den optionalen Links durch ihre Alternativlosigkeit aus. Eine zweite Unterscheidung betrifft die zwischen *syntagmatischen* und *paradigmatischen* Links: Erstere verbinden einzelne Elemente zu Handlungssequenzen, letztere bieten Alternativen

zu vorhandenen Situationsstrukturen und Handlungen an oder liefern Zusatzinformationen - etwa zu einer an der Hyperfiktion beteiligten Figur. Eine dritte von Suter eingeführte Linkklassifikation betrifft die Unterscheidung zwischen *präskriptiven* und *performativen* Links: *präskriptive* Links liefern "klar zugeordnete Informationen, die wir als solche bereits im Link erahnen können".[25] *Performative* Links weisen dem Rezipienten eine Rolle zu, die entweder interaktiv oder immersiv sein kann. "Wirklich perfomativ", so Suter, sind

> "die kleinen Entdeckungshandlungen, welche die Spielerin vornehmen muss, die kleinen und grossen Rätsel, die sie mit Überlegungen und/ oder mit Handgriffen und Beobachtungen lösen muss, damit sie überhaupt weiterkommt, damit sie einen neuen Raum öffnen [...] und das Spiel fortführen kann".[26]

Sprechakttheoretisch betrachtet, wäre es sinnvoller, den *präskriptiven* Link als *kommissiven Link* aufzufassen, der ein Sinnversprechen gibt. Die illokutionäre Pointe solch eines Links besteht nämlich darin, daß etwa der Link Katze nahelegt, eine Aktivierung des Links liefere mehr Informationen über eine Katze. *Präskriptive* Links verknüpfen einen Text mit Anmerkungen und Kommentaren, die primär kommentierenden bzw. digressiven Charakter haben. *Performative* Links fordern dagegen zur Leerstellenergänzung bzw. zur Kohärenzstiftung auf, sie haben damit "Appellfunktion" im Sinne Isers,[27] denn sie fordern zur Mitarbeit bzw. zur Rollenübernahme auf. *Performative* Links hätten demnach die gleiche *direktive* Funktion wie Regieanweisungen, die entweder zur Interaktion oder zur Immersion auffordern. Performative Links changieren gewissermaßen zwischen der Funktion eines *explizit performativen Direktivs* im Sinne der Sprechakttheorie und einer *performance* im Sinne der theaterwissenschaflichen Indienstnahme des Performanzbegriffs, also einer Inszenierung, die sich sowohl auf der Bühne des Bildschirms als auch auf der Bühne des Bewußtseins abspielen kann. Die Performativität der Links betrifft zum einen das *mise en scène* der Handlung im quasi-theatralen Rahmen des Bildschirms, zum anderen die Einlösung bestimmter Erwartungen, die durch die vorangegangene Erzählung geweckt wurden. Dabei sind die performativ-direktiven Links jedoch immer auch indirekte Kommissiva, denn sie versprechen die Möglichkeit einer Leserbeteiligung.[28] Das Nicht-Einlösen dieses Versprechens, ebenso wie die Unzuverlässigkeit der Verknüpfungspolitik, führen im Kontext einer Hyperfiktion zu einem *Rahmenbruch*, der eine metafiktionale bzw. metanarrative Funktion haben kann.

Fazit

An diesem Punkt stellt sich abschließend die Frage, welchen Status das Setzen von Links, bzw. der Einsatz anderer hypertextspezifischer Gestaltungsmittel, als

Vollzugsform *performativer Rahmungsakte* hat. Simone Winko vertritt die Auffassung, das Setzen von Links sei "eine neue Möglichkeit der Manifestation von Autorintentionen in Hypertexten" und übernehme damit "die Funktion der Kohärenzbildung in linearen Texten".[29] Nach Winko impliziert die Möglichkeit des *Linksetzens* eine "Verdopplung des Autorbegriffs", nämlich einmal der Autor *als Verfasser*, zum anderen der Autor *als Verknüpfer*. Gerade was den Autor als *linksetzender Verknüpfer* betrifft, müssen hier jedoch noch zwei weitere Aspekte berücksichtigt werden. Zum einen übernimmt der Autor im Rahmen einer Hypertextproduktion immer auch die Rolle eines Editors: "Jeder Autor ist", wie Beat Suter schreibt, "sein eigener Herausgeber". Die Funktion der Autorin oder des Autorenteams koinzidiert mehr und mehr mit der "Rolle der Herausgeberin und der Rolle eines Produktionsteams". Das heißt aber auch:

> "Man erwartet von diesen Herausgeber-Autoren keine abgeschlossenen Fiktionen mehr, sondern eine große Fülle von gegliederten Materialien und Beziehungen, eventuell eine ganze simulierte Welt, mit eignen Strukturen zur Kommunikation, zur spielerischen Interaktion und zur Produktion von narrativen Strängen".[30]

Die *editoriale Funktion* des Autors besteht, parallel zum Konzept der Sprechakttheorie, in einer präfigurierten und insofern überindividuellen Intentionalität, die im Akt ihres Vollzuges individualisiert wird. Wie der Priester bei der Messe, führt der Autor eine Funktion aus, indem er den Befehl gibt, eine Verbindung zwischen zwei Elementen herzustellen, die vorher noch nicht bestand. Insofern ist der Akt des Linksetztens durch eine doppelte Performativität ausgezeichnet, die aber ohne weiteres zu einer dreifachen Performativität potenzierbar ist.

- *Erstens* gibt der Linksetzer eine Direkte, vollzieht also einen explizit performativen Sprechakt, dessen illokutionäre Kraft auf der Tiefenstruktur des Hypertextes wirksam wird, um an der Oberfläche einen Link als Absprungmarke zur Erscheinung zu bringen.
- *Zweitens* ist dieses "zur Erscheinung bringen" ein performativer Akt der Verkörperung, der den Link zu einem *Replica-Token* macht, das durch seine typographische Gestaltung autoreferentiell auf seine Funktion als Link "verweist", also zum degenerierten Index seiner Linkfunktion wird.
- *Drittens* wird der Link zum Element einer diskursiven Inszenierungsstrategie, das heißt, der Link erhält, etwa in einer Hyperfiktion, eine performative Rolle im Rahmen einer *hypernarrativen Funktion* [31] und wird so als Zeichenkörper im Netz zur Aufführung gebracht.

Anmerkungen

1. Roland Barthes (1986), *Die Lust am Text,* Frankfurt, S.94.
2. Beat Suter (2000), *Hyperfiktion und interaktive Narration im frühen Entwicklungsstadium zu einem Genre*, Zürich, S.137. Zum Spurbegriff des Links und seinem Verhältnis zur "Spur der Schrift", siehe auch Wirth (2002), "Performative Rahmung, parergonale Indexikalität. Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität", in: *Performanz. Von der Sprachphilosophie zu den Kulturwissenschaften,* hg. v. ders., Frankfurt, S.403-433.
3. Hans-Jürgen Bucher (1999), "Die Zeitung als Hypertext. Verstehensprobleme und Gestaltungsprinzipien für Online-Zeitungen", in: *Linguistische Aspekte von Textdesign, Technologie und Hypertextengineering*, Opladen/Wiesbaden, S.9-32, S.22f..
4. Hans-Jürgen Bucher (1998), "Vom Textdesign zum Hypertext. Gedruckte und lineare Zeitungen als nicht-lineare Medien", in: *Medien im Wandel*, hg. v. Bernd Ulrich Biere und Werner Holly, Opladen/Wiesbaden, S.63-102, hier S. 86f.
5. Charles S. Peirce (1931-1935), *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Band I-VI, hg. v. Charles Harsthorne und Paul Weiss, Harvard University Press: Cambridge, Mass. Abgekürzt CP, zitiert wird nach Band und Abschnitt im Text.
6. Eine Klassifizierung verschiedener Link-Typen findet sich bei Dirk Schröder (1999), "Der Link als Herme und Seitensprung", in: *Hyperfiction*, hg. v. Beat Suter und Michael Böhler, Frankfurt, S.43-60; S.54f.
7. Vgl. Werner Hamacher (1994), "Afformativ, Streik", in: *Was heißt "Darstellen",* hg. v. Christiaan L. Hart Nibbrig, Frankfurt, S.340-371, hier S.359.
8. Als *dissipativ* bezeichnet man eine Struktur, "die wie die Struktur einer Kerzenflamme - oder eben Zeichenkörper am Bildschirm - nur durch Aufnahme von Energie erhalten bleibt". Zum Begriff der *dissipativen Materialität* siehe Rolf Todesco (2000), "Hypertext oder was heißt Konstruktion im konstruktivistischen Diskurs", in: DELFIN 1998/99: *Konstruktivismus in Psychiatrie und Psychologie,* hg.v. Gebhard Rusch und Siegfried J.Schmidt, S.180.
9. Norbert Bolz (1993), *Am Ende der Gutenberggalaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse,* München, S.222.
10. Vgl. Peter Rieß (1984), *Vorstudien zu einer Theorie der Fußnote*, Berlin, S.6 bzw. S.14.
11. Bolz, *Am Ende der Gutenberggalaxis,* S.222.

12. Vgl. Wirth (2002), "Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität", in: *Performanz. Von der Sprachphilosophie zu den Kulturwissenschaften*, hg. v. ders., Frankfurt, S.9-60.
13. Jean Le Rond D´Alembert (1997), *Einleitung zur Enzyklopädie,* Hamburg: Meiner, S.8.
14. D´Alembert, *Einleitung zur Enzyklopädie,* S.42.
15. D´Alembert, *Einleitung zur Enzyklopädie,* S.40.
16. Vennevar Bush (1945),"As we may think" Atlantic Monthley 176, July, S.101-108, hier S.106.
17. Bush, "As we may think", S.107.
18. Bush, "As we may think", S.108. Für eine Kritik der Assoziationsmetaphorik von Bush, siehe Stephan Porombka (2001), *Hypertext. Zur Kritik eines digitalen Mythos,* München, S.33f.
19. Bush, "As we may think", S.107.
20. D´Alembert, *Einleitung zur Enzyklopädie,* S.97f.
21. Wolfgang Iser (1984), *Der Akt des Lesens*, München, S.297.
22. Zum Verhältnis von Link und *abduktivem framing* vgl. Wirth (2001), "Hypertexttheorie und Literaturtheorie: ein kritischer Vergleich", in: *Theory Studies,* hg. v. Beate Burtscher-Bechter u. Martin Sexl, Innsbruck: Comparanda: S.129-144. Hier: S.138ff., sowie Wirth (1999), "Wen kümmert´s wer spinnt? Gedanken zum Lesen und Schreiben im Hypertext", in: *Hyperfiction*, hg. v. Michael Böhler und Beat Suter, Frankfurt: Stroemfeld, S.29-42, hier S.33ff. Zum Problem der Abduktion, siehe die Homepage des International Researchgroup on Abductive Inference.
23. Heiko Idensen (1996), "Die Poesie soll von allen gemacht werden", in: *Literatur im Informationszeitalter,* hg. v. Dirk Matejovski und Friedrich Kittler, Frankfurt / New York: Campus, S.143-184, hier S.150.
24. D´Alembert, *Einleitung zur Enzyklopädie,* S.97f.
25. Suter, *Hyperfiktion und interaktive Narration,* S.150.
26. Ebd.
27. Wolfgang Iser (1984), "Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa", in: *Rezeptionsästhetik*, hg.v. Rainer Warning, München, S.228-252, hier S.78.

28. Dieser kommissive Aspekt ist insofern wichtig, als es eine dritte, von Suter nur angedeutete, Klasse von Links gibt, nämlich die *unzuverlässigen Links*, die vorgeben, eine illokutionäre Funktion zu übernehmen, die sie jedoch nicht erfüllen. Solche unzuverlässigen Links bewirken im Leser ein Switching der semantischen Einstellung vom illokutionären Modus zum indexikalischen Modus der Interpretation: Nicht mehr die Verknüpfung, die der Link herstellt, sondern die Tatsache, daß der Link unzuverlässig ist, wird semantisch relevant, und regt, sofern der Leser den Eindruck gewinnt, daß es sich um eine absichtliche Unzuverlässigkeit handelt, zum Aufstellen von plausiblen Hypothesen darüber an, welche diskursive Funktion die unzuverlässige Verknüpfungspolitik hat.

29. Simone Winko (1999), "Lost in hypertext? Autorkonzepte und neue Medien", in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez, Simone Winko (Hg.), *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs,* Tübingen, S.511-533, hier S.533.

30. Suter, *Hyperfiktion und interaktive Narration,* S.176.

31. Vgl. hierzu Wirth (2003), "Wem der große Wurf gelungen"... Ansätze einer Hypernarratologie. Dargestellt anhand von Susanne Berkenhegers Hypertext "Hilfe", in: *literatur@internet*, hg. v. Dieter Lamping und Matias Martinez, Göttingen - im Erscheinen.